

Freiburg 1949: Wendezeit – Erwartungsland. Eine Collage mit Leuten, Bildern, Büchern

Von
WOLFGANG HEIDENREICH

Vor 50 Jahren konnte ein 16-jähriger Freiburger kaum zu leben begonnen haben und dennoch schon bei sehr vielem dabei gewesen sein, was man Geschichte nennt. Ein Leben lang wird so einer zu bedenken haben, was er in seinen ersten 16 Lebensjahren mit seinen Sinnen aufgenommen, und was er später über diese Jahre zu lernen hatte. Zu dem früh Gelernten sollte gehören, dass nach dem frühen Erleben und Überleben dieser reißenden Zeit ein bewusstloses Weg- und Weiterschwimmen im Zeitstrom nicht mehr möglich war.

Im Jahre 1 nach der westdeutschen Währungsreform, im Jahre 4 nach dem Weltkriegsende und im Jahre 16 nach der Ausrufung eines tausendjährigen Reiches musste ein ABC-Schütze des Jahres 1939 sich daran erinnern, dass er auf die schneidige Frage eines Braunhemdlehrers „Wer ist im Jahre 1933 geboren? Aufstehn!!“ an seinem ersten Schultag gehorsam aufgestanden war, um den Satz zu hören: „Ihr seid im Jahre des Heils geboren! Heil Hitler! Setzen!“ Im selben Schuljahr stand das Wort KRIEG auf dem Stundenplan, in den der Vater und andere Helden zum Siegen verschwanden. Zu Hause kein Ton mehr aus der weckgepackten Geige und aus dem Klavier, an dem der Reserveoffizier sehnsuchtsvolles Liedgut intonierend von einem Leben in den höchsten Tönen träumen konnte. Kein schwelgerisches Streichquartett mehr in dem Zimmer mit dem Hitlerbild, in dem der Esstisch nun ein bombenfester Bunker war, unter dem man Landserhefte voller Stoßtrupps und geballter Handgranatenladungen verschlang, dabei über Langweiliges hinwegsprang bis zu dem Signalwort „plötzlich“, hinter dem dann das Krachen und deutsche Siegen wieder weitergehen konnte.

Mit 16 Jahren hatte man hierzu zu bedenken, was das wohl für ein Feld der Ehre gewesen war, auf dem der Vater unter diesem russischen Birkenkreuz verschwunden war, weit weg von seiner Welt der heilen Familien, Kirchenchöre, Schubertlieder, Streichquartette, in der er, einst ein am Hartmannsweilerkopf davongekommener Gefreiter, diesmal der heiser brüllenden Radiostimme eines anderen Gefreiten auf den blutigen Leim gegangen war. Man kramte hinter den Glastüren des Bücherchranks und suchte seinen Vater: Was hatte Paul Kellers gebundene Biederkeit der Zeitschrift *Die Bergstadt* mit jenem schwarzumrahmten Mann zu tun, der nun in der Berufskleidung des Heldentods von jener Stelle blickte, die früher dem Führerbild vorbehalten war. Man würde etwas von ihm herauslesen wollen aus Hermann Lönsens *Werwolf*, Cäsar Flaischlens *Alltag und Sonne* und aus des Rosendoktors Ludwig Finckhs *Bodenseher*, dem der Brockhaus „Neigung zum Idyllischen und

gemütvoll Humoristischen“ attestiert. Wäre der Vater so einer gewesen, was suchte er dann bei den Schießübungen auf dem Heuberg und bei dem Schießernst am Atlantik und in den nordrussischen Kesselschlachten?

Man blätterte durch etwas von Emil Strauß und Hermann Burte, die zu finden waren in dem wappenstolzen Freiburger Band *Alemannenland. Ein Buch von Volkstum und Sendung*. Da war von diesem Alemannen Emil Strauß zu lesen, seine Kunst sei umsonst und vertan gewesen, wäre nicht der groß geschriebene Eine gekommen, der diese Kunst belohnt. Zitat: „Was soll der Stille bei den Lauten, fragten unsere Gegner damals? Dieser Stille begriff eher denn andere, daß es eine schwere Arbeit war, den Schutt einer undeutschen Gegenwart, ja ganze Gebirge von Gemeinheit wegzuräumen, um zu der verschütteten deutschen Überlieferung wieder hinzufinden. Er wußte, daß diese schwere Arbeit nicht geräuschlos vonstatten gehen konnte. Deshalb ließ er sich auch nicht irre machen in dem, was ihn zum Nationalsozialismus führte ...“ Sprach der Alemannenband von diesem Freund-Hein-Erzähler Emil Strauß, oder von dem Suchbild eines abhanden gekommenen Vaters? Und dieses Maulburger Kraftmaul Hermann Burte, dem die Bibelvariante zu verdanken war, dass am Anfang weder Gottes Wort, noch Fausts Tat, sondern der herrische Befehl des Blutes war, reimte für dieses Buch: „Alemannisch ist unser uralt germanisches Wesen,/ werden wir seiner bewußt, haucht es in Segen uns an! / Steigt wohl ein Ahne empor, ein Krieger, Bildner, ein Dichter,/ Weht ein Ewiges her in die Zeit und den Raum ... dieses heilige Erbe erwerben im Geist und besitzen,/ Gegenwärtig entfalten heißt uns der kämpfende Tag!“ Gerne hätte man seinen Vater in einer großen alemannisch-heldischen Befehlsgefolgschaft siegreich am Werk gesehen. Und noch lieber bei so etwas Großem, wie es in diesem Band des Jahres 1937 der Meisterdenker Martin Heidegger so beraunte: „Der Grundzug ihrer Sendung wird den geschichtsbildenden Völkern in der jetzigen Weltstunde vorgezeichnet als die Rettung des Abendlandes. So wie jedoch die Bedrohung des Abendlandes einer völligen Entwurzelung und einer allgemeinen Wirrnis zutreiben möchte, so muss im Gegensinne der Wille zur Erneuerung von Grund auf durch letzte Entscheidungen geleitet sein ... Wenn wir der möglichen Größe und den Maßstäben abendländischer ‘Kultur’ nachdenken, erinnern wir sogleich an die geschichtliche Welt des frühen Griechentums. Und ebenso leicht vergessen wir dabei, daß die Griechen nicht durch eine Verkapselung in ihren ‘Raum’ wurden, was sie immer sind. Nur kraft der schärfsten, aber schöpferischen Auseinandersetzung mit dem ihm Fremdesten und Schwierigsten – dem Asiatischen – wuchs dieses Volk hinauf in die Bahn seiner geschichtlichen Einmaligkeit und Größe“.

Gerne hätte man beim Bedenken solcher Sätze Genaueres über die 1937 anstehenden letzten Entscheidungen zur Rettung des Abendlands erfahren, auch wäre die Suche nach dem aus dem abgekapselten alemannischen Raum in die russisch-asiatischen Weiten abkommandierten Vater gerne zu etwas Rettendem gelangt, was dieser große Mann doch zu kennen schien, denn er bezeichnet seine Philosophie ja in diesem Beitrag als ein „herrschaftliches Wissen vom Wesen der Dinge“, das sich „in eine neue Höhe und Klarheit“ erhebe. Auf dieser herrschaftlichen Höhe werde „angesichts der drohenden Entwurzelung des Abendlands“ der Einsatz jedes „schaffenskräftigen Volkes“ gefordert. Gerne hätte man als lesender Famulus den Einsatz

seines Vaters gegen die Entwurzelung des Abendlands von einem Verwalter herrschaftlichen Wissens konkreter gewürdigt gesehen. So blieb dem Durchsucher der väterlichen Bücherhinterlassenschaft wenigstens die kleine Freude, dass sein noch heiles Freiburg, vom Fuchsköpfele her gesehen, als schönes Postkartenfoto zwischen die Buchdeckel aufgenommen worden war, dazu die Herrlichkeiten der drei Münster in Basel, Freiburg und Straßburg, dazu das „Schneewunder des Matthias Grünewald.“ Da war sie unterm Stadtwappen Freiburgs zwischen zwei Buchdeckeln beieinander, die Kultur Alemanniens, bis hin zu dem Fresko eines Adolf Riedlin im Gemeinschaftsraum des städtischen Gaswerks zu Freiburg im Breisgau, auf dem der deutsche Hitlergruß marschierender Arbeiter die letzten beiden verzweifelten Außenseiter mitreißt in den Zug dieser großen Zeit, die mit ihren Lokalheroen selbst die Wand des alemannischen Gaswerks zu adeln weiß. Ja, so ähnlich wie diese marschierenden Gestalten war doch auch die blonde Beschaffenheit des bäuerlichen Paares im Ährenfeld, das zu Hause neben dem Führerfoto mit Wasserkrug und Sense rüstig in die Aufbruch- und Erntezeit zu schreiten wusste.



Abb. 1 Marschierende Arbeiter auf dem Fresko von Adolf Riedlin im Gemeinschaftsraum des städtischen Gaswerks (Stadtarchiv Freiburg, M 72 D 111)

Auf der Suche nach dem Vater fand man mehr von dieser Art, von der man ahnte, sie sei edel und prägend, auch für ein in der bescheidenen Merzhauser Straße geführtes Schülerleben eine Art Lebensschule. Zum Beispiel: Einen Stapel der Karlsruher *Monatschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart – DAS BILD*, Jahrgang 1933 folgende, gestaltet von dem Hauptschriftleiter Direktor Professor Hans Adolf Bühler. Da war zu lesen: „Nach Perioden ungehemmter Verschlammung in denen der Deutsche die Instinktsicherheit, echtes und fremdes Wesen zu unterscheiden, fast verloren hat, ist es die verantwortungsvolle Aufgabe der Erziehungsberechtigten zur Kunst, alles fernzuhalten, was die Richtung auf ein allgemeines artbegründetes Kunstgefühl stören kann. Unerbittlich gilt es dann zu sein, selbst gegenüber der Eindeutschung fremder Stile. Die Frage, was eigentlich deutsch sei, wird ja, Gott und Hitler sei Dank, heute öffentlich kaum mehr gestellt.“ ... „Als Hauptreferent mag hier der aus dem Wiesental stammende Hans Adolf Bühler gelten, dessen Name hell durch Deutsche Welt klingt ... sein Prometheus in Freiburg, seine Wand- und Deckengemälde im Bürgersaal in Karlsruhe ... sind mit religiöser Inbrunst vorgetragene Durchstöße ins Übersinnliche. Als Bühlers Gestaltungsart ähnlich, geistig auf christlich-konfessionellem Boden und aus tiefem Naturgefühl

schaffend, wird Hans Franke, Freiburg, zu nennen sein, in dessen Besonderheit sich schlesisch-böhmische und südwestdeutsche Blutbindungen kreuzen.“ Das alles muss der totgeschossene Vater gelesen, zumindest respektvoll durchblättert und betrachtet haben, diese Zeichnung eines westfälischen Jungbauern von Wolf Willrich, diese alemannischen Fibeln, Tragaltäre des Welfenschatzes, und diese Holzschnitte aus dem Helgilied der Edda eines gewissen Klaus Wrage, der seinen Werken den Satz hinzufügte: „Und so wollen wir durch Pflege des Holzschnitts an dieser Mission nordisch-deutscher Seele mitarbeiten.“

Sorgfältig hat der Hauptlehrer Karl Heidenreich seinen gotisch gestalteten Stempel auf die gegen die „Verschlammung“ gedruckten „Bild“-Hefte für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart gesetzt. Auch auf das Heft 10 des Jahrgangs 1939, in dem die Kunstschriftleiterin Bettina Feistel-Rohmeder von der Großen Deutschen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu München berichtete und in einem Saal „von überwältigender Größe, darstellend das Fronterlebnis „außer Atem kommt.“ Sie schreibt: „Eindringlicher konnte nichts über die vorhandene Meisterschaft Deutscher Künstler und den in Not und Gefahr, in Bezwingung härtester Widerstände zusammengeschmiedeten Kameradschaftsgeist unserer Wehrmacht aussagen als diese Reihung ... Die Mitte der Hauptwand beherrschte Wilhelm Sauters Monumentalgemälde „Die badischen Leibgrenadiere bei Cambrai 1917“, sinnig flankiert durch die von Roman Feldmeyer festgehaltenen Erinnerungsbilder „Fromelles – hier kämpfte Adolf Hitler“. In unseren Tagen, da wir den Kampf neu aufgenommen haben und in eiserner Entschlossenheit die äußere und innere Front wahren, wissen wir, dass Adolf Hitler das beste Soldatentum der Welt, das jene Bilder verewigten, zum Siege führen wird.“

Zehn Jahre später, 1949, hat man derlei verlegen durchblättert und verzweifelt weggelegt und gewusst, dass der Riss durch diese heroischen Bilder mitten durch viele geglaubte Sätze, durch viele Leben ging, dabei auch mitten durch das eigene. Eben hatte man sich noch beim fleißigen Abzeichnen der Abbildungen dieser Hefte in die Lineaturen der Muster eingefühlt, hatte dem „besten Soldatentum der Welt“ in den durch Liszts *Les Préludes* eingedröhnten Siegesmeldungen des Radios bei der Rettung des Abendlandes zugesehen, als ein lautes Weinen schwarzgekleideter Frauen in den frühen Zimmern dieser Jugend anzeigte, dass etwas Wesentliches zu Ende gegangen war. Dass sich hinter der wankenden Kulisse pompöser starkdeutscher Wörter und Bilder eine bedrohliche Gegenwart anzumelden begann. Man musste nach den Totenmessen für die vielen Männer und nun auch für diesen Vater bald unter einem brandroten Himmel erfahren, dass eine nichtbefestigte Heimatstadt zerstörbar und durch keinen Abwehrzauber von Worten, Tönen und Gebeten zu schützen gewesen war. Dass der Münsterturm noch stand, nahm man in dieser Stadt als Fügung und Fingerzeig auf einen höheren, rettenden Sinn in dem Geschehen, das man nicht „Befreiung von der Naziherrschaft“, sondern „deutsche Katastrophe“ und „Zusammenbruch des deutschen Reiches“ nannte.

Reinhold Schneider, den wir vom Lorettoberg schwarzgekleidet an zwei Stöcken beschwerlich und langsam zum Annakirchle gehen sahen, schrieb am 23. Mai 1945, am Tag, an dem die Reichsregierung nicht mehr existierte, in einen Band mit dem Titel *Stimme des Abendlands* für einen Besucher drei Zeilen auf, die man früher Ge-

dichtverse genannt hätte, jetzt aber Richtspruch waren, Prophetie und moralische Parole: „Hoch waltet Gottes strafende Geduld/ Zu baun aus denen, die entheiligt haben: / Ihr sollt des Tempels heilige Steine sein.“ Also hatte der „Lenker der Schlachten“, den wir eben noch als Schutzmacht des bedrohten Vaters auf dem „Feld der Ehre“ angerufen hatten, zu den andern gehalten, deren marokkanische Reiter unter Hufgeprassel in wehend roten Mänteln nun hinter braunen Panzern unter wilden Gesängen zur Merzhauser Kaserne trabten. Also: „Entheiligt“ hatten wir, aber wie konnte der Weltenbauherr uns nun als „heilige Steine“ eines Tempels einzuplanen wagen? Der Aufbau aus den Trümmern – ein Tempelbau?

1949 konnte man Obersekundaner eines Freiburger humanistischen Gymnasiums gewesen sein, ohne von geduckten und gebrannten Lehrern zu den Zusammenbrüchen, Umstürzen, Aufbrüchen jener Jahre einen einzigen erklärenden, helfenden Satz gehört zu haben. In feiger Bewusstlosigkeit brachten diese Schulmänner ihr Schäflein in den Gefilden der Antike ins Trockene. Geschichte als Fach endete damals, und noch 1952 beim Abitur, bei der französischen Revolution und bei Bismarcks Bündnispolitik. Wenigstens hielten wir zerlesene Grammatiken in unsern Händen, die von Schmalz, Wagner und einem Schulmann namens Wohleb geschrieben waren; so durfte man in seiner Mühe, auf etwas stolz sein zu dürfen, sich an einem badischen Staatspräsidenten erbauen, der in seinem Colombischlössle und draußen bei den davongekommenen Leuten aus dem Stegreif lateinische und griechische Reden halten konnte. Kein Sterbenswörtchen in diesen Lehrstunden des verdrängenden und wegschauenden Beschweigens über die Aufbauleistung der am 28. Mai 1947 im badischen Regierungsblatt nachzulesenden Verfassung des Landes Baden mit ihren kulturstiftenden Hoffnungssätzen und demokratischen Grundrechten, dabei z. B. das Recht auf Arbeit und der Satz, dass Männer und Frauen „bei Wahl und Ausübung des Berufes“ gleichgestellt und gleich zu entlohnen seien. Den humanistischen Erziehungshorizont bildete die von edler Einfalt und stiller Größe durchwaltete Antike. Unsere im französischen 20-Punktesystem ausgestellten Zeugnisse waren von einem Direktor signiert, von dem die Fama wusste, dass seine Braut die Antike gewesen sei. Sein humanistisches Wirken legte uns nahe, die Wahrheiten platonisch zu behandeln und der kruden Gegenwart einen Korb zu geben. So war man geübt im rückwärtsgewandten Höhenflug und in der Flucht ins ferne, unzerstörbar Erbauende.

Aber da waren auch noch die Kommissare der französischen Umerziehung, die uns Hungerleidern nicht nur die Fabel des Lafontaine von dem Raben mit dem Käse im Schnabel beibrachten, sondern in unnachsichtigem Ton auch neue Kunde von einer neuen Klasseneinteilung der Welt in Kulturmenschen und Barbaren: Es sei nun unsere Sache, uns mit unseren quadratischen und schwergängigen Alemannenschädeln über die holzhaltigen Bücher aus dem Hause *Burda* zu beugen, um unsere Veranlagung zur Unkultur und die Folgen nazistischer Barbarei aus uns herauszubüffeln. Über uns hinweg schwinde sich leicht und elegant der rasche Geist der französischen Sieger in die Zukunft einer neuen Rangordnung, in der die romanische Verstandeshelle der germanischen Willensdumpfheit zu zeigen habe, wohin der Weg aus dem Barbarentum zu den frankophonon Vorbildern einer neuen Kultur zu führen habe. Lange trug man die von arroganter Überlegenheitspose über uns ausgegossene

aufgelegte Schamröte jener Jahre im Gesicht. Mit Hilfe welcher Bilder und Bücher hätte man nun den aufrechten Gang erlernen können?

Nun, da gab es neben dem Gallienbezwinger Caesar und neben der den Odysseus singenden Muse noch die Borromäusbibliothek in St. Johann mit Erbaulichem für den bündischen Erlebnishunger und mit den Fortschrittsversprechungen von Spannungs- und Technik-Schmökern mit dem Titel *Das Neue Universum*. Und es gab nach den Prügeleien und Hinlegen-Aufstehen-Exerzierereien der Hitlerjugend charismatische Jugendkapläne und Lieder mit Texten voller Sehnsucht nach fernen Horizonten: „Wir sind durch Deutschland gefahren, vom Meer bis zum Alpenschnee/ Wir haben noch Wind in den Haaren, den Wind von Bergen und See/ In den Ohren das Brausen der Ströme, der Wälder raunender Sang./ Das Geläut von den Glocken der Dome, der Felder Lerchengesang.“ Es gab also auch prägende Texte außerhalb des Wirkungskreises von Paukern. Und es gab Kulturerfahrungen, die nach dem Wegfall der Besatzungsgrenzen ohne ein *Laissez Passer* möglich wurden.

Jugend bewegte sich. Ging, wie man das nannte, auf Fernfahrt. Es gab wieder Fahrräder. Wir lackierten die Felgen gelb und fuhren im Sommer 1949 von Freiburg zur Nordsee.

Eine Fahrt vorbei an Zertrümmertem zum Unzerstörbaren. Dome, Kirchen, Klöster, das steht noch und ragt, und die Augen suchen das einmalig blaue Altenburger Blau. Nächte in Bahnhofsmissionen, Pfarrhäusern, in Sterbezimmern von Kliniken und am Lagerfeuer hinter den Dünen.

Im selben August 1949 bereiste die Philosophin Hannah Arendt das Land, vor dessen mörderischer Bedrohlichkeit sie 1933 über Frankreich 1941 in die USA geflohen war. Sie notiert:

„Der Anblick, den die zerstörten Städte in Deutschland bieten, und die Tatsache, daß man über die deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager Bescheid weiß, haben bewirkt, daß über Europa ein Schatten tiefer Trauer liegt. Beides zusammen hat dazu geführt, daß man sich an den vergangenen Krieg schmerzlicher und anhaltender erinnert und die Angst vor künftigen Kriegen an Gestalt gewinnt ... Der Alptraum eines physisch, moralisch und politisch ruinierten Deutschlands ist ein fast ebenso entscheidender Bestandteil des allgemeinen Lebens geworden wie die kommunistischen Bewegungen.

Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger davon gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt. Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander von Marktplätzen und Kirchen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert. Sie spiegelt sich in der Apathie wieder, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder viel mehr nicht reagieren. Dieser allgemeine Gefühlsmangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und

manchmal brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen ...“.¹

Währenddessen schreibt der 16-jährige Freiburger Radfernfahrer hinter Bremerhaven und Wesermünde ins Tagebuch: „Das Land vor den Städten ist still. Heide, Moor, verkrüppelte Bäume und Torfstiche. Dann bei Cuxhaven am Ziel. Unser Zelt steht wie am Rande der Welt.“

Währenddessen notiert sich ein paar Kilometer weiter der 38-jährige Schweizer Schriftsteller und Architekt Max Frisch auf Sylt:

„Endlich einmal zu den Baracken, die man immer von weither sieht. Ein Lager von schlesischen Flüchtlingen. Schmutzwäsche an der Sonne, Kinder, Blechgeschirr, Arbeitslose, ein Kaninchenstall voller Volksgenossen, ganz abseits wie die mittelalterlichen Siechenhäuser. Man spricht nie von ihnen. Das einzige, was ich bisher gehört habe: Sie haben wieder ein Huhn gestohlen!

Dann Teegespräch in einem gar tadellosen Landhaus, Stil der guten dreißiger Jahre, Klinker, Truhen aus alten Bauerngeschlechtern, Berliner Porzellan, Rassehunde. ‘Die Schweiz hat doch nichts gelitten!’ – ‘Nein’, sage ich. ‘Hätte ihrer Schweiz aber ganz gut getan’ sagt die Dame. Leiden ist gesund, wissen Sie.’ – Wir sitzen in einem gar tadellosen Garten, der in den dreißiger Jahren manche Uniformen empfangen hatte, hohe, höchste, braune und schwarze. Die Aussicht ist herrlich. Nur ganz am Horizont sieht man die Baracken der schlesischen Flüchtlinge, dieser Opfer eines verbrecherischen Auslandes.“²

Währenddessen durchradelt unser 16-jähriger Freiburger mit seinen vier Freunden das Ruhrgebiet, Hochöfen befeuern den Nachthimmel, der frei ist von dröhnenden Geschwadern. Es ist romantisch, durch die stahlkochende Nacht zu fahren. Den Betreibern dieser Öfen hatten die Amerikaner gerade attestiert, sie seien keine Nazis, sondern Geschäftsleute gewesen. Scharf wehte der Nachtwind, er roch nach Heu und Kaltem Krieg.

Währenddessen schrieb ein 43-jähriger Schriftsteller namens Wolfgang Koeppen in einer Feldafinger Nacht: „Das Neueste wärmte nicht. Spannung, Konflikt, man lebte im Spannungsfeld, östliche Welt, westliche Welt, man lebte an der Nahtstelle, vielleicht an der Bruchstelle, die Zeit war kostbar, sie war eine Atempause auf dem Schlachtfeld, und man hatte noch nicht richtig Atem geholt, wieder wurde gerüstet, die Rüstung verteuerte das Leben, hier und dort horteten sie Pulver, den Erdball in die Luft zu sprengen ... Das Zeitungspapier roch nach heißgelaufenen Maschinen, nach Unglücksbotschaften, falschen Urteilen, zynischen Bankrotten, nach Lügen, Ketten und Schmutz. Die Schlagzeilen schriegen: Wehrbeitrag gefordert, Vertriebene klagen an, Millionen Zwangsarbeiter, Deutschland größtes Industriepotential. Die Illustrierten lebten von den Erinnerungen der Flieger und Feldherren, den Beichten der strammen Mitläufer, den Memoiren der Tapferen, der Aufrechten, Unschuldigen ... über Kragen mit Eichenlaub und Kreuzen blickten sie grimmig von den Wänden der Kioske. Waren sie Akquisiteure der Blätter, oder warben sie ein Heer?“³

Währenddessen klettert der 16-jährige Freiburger auf den Süd-Turm des Kölner Doms, denn „die Gotik reißt einen förmlich nach oben. Von der Galerie im Schiff sieht man die Reparaturarbeiter, die in schwindelnder Höhe in den Gerüsten kleben“. Heftig schlägt er sich an einer Krabbe den schwindelnden Schädel an. Schönheit kann hart sein und konkret. Aber sie erhebt. Reißt nach oben. Von dort schaut man

auf eine zertrümmerte, von geschäftigen Bauameisen durchwuselte Welt und den schmutzigen deutschen Rhein. Bonn? Gab es nicht. Wir standen auf dem gewaltigen Kölner Dom. Kultur kann man besteigen.

Dazu Max Frisch, 1949: „In Deutschland wird wieder, als hätte es daran gefehlt, allenthalben nichts als Kultur gemacht, Theater und Musik, Dichterlesungen, Geistesleben mit hohem und höchstem Anspruch. Aber meistens ohne Versuch, den deutschen und vielleicht abendländischen Begriff von Kultur, der so offenkundig versagt hat, einer Prüfung zu unterwerfen.

Leider bin ich nicht imstande, kurz und bündig zu sagen, was wir unter Kultur verstehen sollen. Zu den entscheidenden Erfahrungen aber, die unsere Generation hat machen müssen, gehört die vielfach offenbarte Tatsache, daß, um es mit einem namentlichen Beispiel anzudeuten, ein Mann wie Heydrich, der Mörder von Böhmen, ein hervorragender und sehr empfindsamer Musiker gewesen ist, der sich mit Geist und echter Kennerschaft, sogar mit Liebe hat unterhalten können über Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Bruckner. Nennen wir es, was diese Menschenart auszeichnet, eine ästhetische Kultur. Ihr besonderes Kennzeichen ist die Unverbindlichkeit. Es ist eine Geistesart, die das Erhabenste denken und das Niederste nicht verhindern kann, eine Kultur, die sich säuberlich über die Forderungen des Tages erhebt. Kultur als sittliche Schizophrenie ist sicher nicht das, was uns retten kann. Es ist nicht überraschend, aber erschreckend, wieviele Briefe aus Deutschland eben diese Geistesart vertreten. Sie erwähnen, wenn von der deutschen Frage gesprochen wird, immer wieder Goethe, Hölderlin, Beethoven, Mozart und all die andern, die Deutschland hervorgebracht hat, und es geschieht fast immer im gleichen Sinn: Genie als Alibi. Im Grunde ist es die harmlos-grässliche Vorstellung vom Künstler, der, ledig aller Zeitgenossenschaft, ganz und gar in den Sphären des reinen Geistes lebt, sodaß er im übrigen durchaus ein Schurke sein darf beispielsweise als Staatsbürger, überhaupt als Glied der menschlichen Gesellschaft.“⁴

Unsere 16-jährigen Freiburger Deutschlandfahrer pedalieren indessen durch dieses Bonn, ohne ein Wort über die neue Hauptstadt einer neuen deutschen Republik mit einem Ein-Stimmen-Mehrheitskanzler Adenauer ins Tagebuch zu setzen. Sie rollen nach Frankfurt, in die Stadt, in der noch 1946 europäisch hoffende sozialistische CDU-Gründer wie Eugen Kogon und Walter Dirks Erfahrung, Glaube und Handeln in einem wirklich neuen Aufbruch zu vereinigen gehofft hatten. Doch im Stockwerk über deren Zusammenkünften hatten sich Krämer-Geister zusammengefunden, hatten bereits wieder Amerikaner mit den tüchtigen alten Wirtschaftseliten paktiert, die eben noch Hitlers Sponsoren, Lieferanten und Maschinisten und Räubergesellen gewesen waren.

Indessen schreibt in Frankfurt, Wiesenau 8, nahe dem Palmengarten in jenen Tagen die 45-jährige Dichterin Marie-Luise Kaschnitz eine „Beschwörung“:

„Hebt es schon an, dies / Raunen: wie war es doch ? / Schlägt uns in Bann, dies / Tastende: wißt ihr noch? / Ach, schon beschwören wir / und schon erhören wir / Zeiten des Grauens / Wie lichte Gefilde, / Wie schöne Gebilde, / Feurig im Blauen. / Kaum erst entronnen / Stockt unser Gang ... eben noch weinten wir / Und schon erscheint es mir / Wir sehnen's herbei.“⁵

Am 28. August 1949, als unsre Radler nach einem mutigen Bad im Main vor die

Ruine des Goethehauses kurven, ersehnt die deutsche Welt zwischen Trümmern die gnadenhafte Ausgießung der vor 200 Jahren so segensreichen Geburtsgenie Goethes auf ein unzerstörbares, also auf das edle, eigentliche Deutschlandbild. Auf dem Römer stellt man die Räder ab, ist Mensch, hier darf man's sein. Man kauft die Goethemarke mit dem Sonderstempel, knackt eine Goethewurst mit Senf. Das findige Verramschen des großen Mannes finden die Radwanderer schon ein wenig wirtschaftswunderlich. Aber Goethe ist ja nicht wie die alte Reichsmark abgewertet. Am Goethewesen wird die deutsche Welt genesen.

Indessen war ein paar Tage vorher der berühmte Emigrant Thomas Mann hier gewesen. Am 25. Juli hatte er in der Paulskirche in kalte Gesichter hineingesprochen:

„Man zögert, die Grenze eines Landes wieder zu überschreiten, das einem durch lange Jahre ein Alpdruck war; von dessen Fahne, wo sie sich im Ausland zeigte, man mit Grauen den Blick wandte und wo, wäre man dorthin verschleppt worden, ein elender Tod einem sicher gewesen wäre ... Man will wahrhaben, ich hätte keine Ahnung gehabt von der Gewalt des Terrors. Unwissend und erfahrungslos, in bequemster Lebenslage, hätte ich der Tragödie meines Volkes von weitem zugesehen und ins Blaue hinein darüber geschwätzt. „Er kann sagen“ schrieb jemand, frei nach Goethe, „er kann sagen, er sei nicht dabei gewesen.“ Nicht doch, ich bin dabeigewesen ...

Nur Geister, die nicht wollen, daß etwas geschehe, daß irgend etwas sich ändere, können behaupten, nie sei es Goethe ernst gewesen mit Fausts 'höchstem Augenblick', mit seinem Sozialwerk der Menschenbeglückung ...

Nie hätte er sich dazu hergegeben, gegen ein Neues, das kommen wollte, überalterte oder schon heuchlerisch gewordene Ideale auszuspielen ... und (er) hat sich den Namen eines Konservativen, der nur das Bestehende bewahren wollte, schönstens verboten, denn vieles, was bestehe, sei gar dumm und schlecht ... er hat gerufen: 'Entzieht euch dem verstorbenen Zeug,/ Lebendiges laßt uns lieben!'"⁶

Die Gothestadt, die sich gerade mit flatterndem Flügelschlag der Schuhe des Merkur ins Wirtschaftswunder stürzte und sich in einem kulturbeheizten, flott restaurativen und antikommunistischen Kapitalismus einzurichten begann, hörte derlei ohne Amusement. Und dann erlaubte sich dieser Emigrant auch noch, sich in sowjetischer Karosse nach Weimar kutschieren zu lassen, um seine Epistel auch diesen gottlosen ostdeutschen Kommunisten vorzulesen.

Vergleichbar Unabhängiges und den Abschottungszwängen des kalten Krieges Entgegengesetztes leistete sich indes in unserm Jahre 1949 der einsame und durch die westdeutschen Wiederbewaffnungspläne beirrte Reinhold Schneider. Er hatte 1946 in der Freiburger Universität einer radikalen Umkehr der Gesellschaft, der gewissenerforschenden Auseinandersetzung mit Adolf Hitler das Wort geredet. Die Einladung des neuen Bundeskanzlers Adenauer, für dessen Politik als *Ghostwriter* Festreden zu verfassen, lehnt er ab, nimmt sich heraus, 1949 in der Ostberliner Zeitschrift *Der Aufbau* drei Beiträge zu veröffentlichen, darunter das christliche Bekenntnis *Die Macht des Gewissens*. Der Ärger, den er sich mit diesem DDR-Kontakt einhandelt, ist nachhaltig und beträchtlich, um so mehr, als er sich in den folgenden Jahren öffentlich gegen die Politik der Wiederbewaffnung und der atomaren Aufrüstung ausspricht.

1951 wird er schreiben: „Meine sowohl auf religiösen wie auf politischen Überzeugungen gegründete Ablehnung der Rüstung, meine Polemik mit der den Krieg rechtfertigenden Theologie, mein Bemühen, über alle Gesetze hinweg eine menschliche Beziehung zu den Gegnern des Glaubens zu erhalten und dort ein christliches Wort zu sprechen, wo keins gesprochen wird, haben mir erbitterte Feindschaft eingetragen. Man hat offenbar die Absicht, meine Existenz zu zerstören.“⁷

Mit diesen Hinweisen zur Klimakunde der Wendezeit um 1949/50 sind wir wieder in Freiburg, der neuen Hauptstadt des Bundeslandes Baden angelangt. Zeit, sich von unseren jugendbewegten Deutschlandfahrern zu verabschieden, denen wir nun nur noch kurz dabei zuhören wollen, wie sie der leergeäumten Reisekasse durch ein Südwestfunk-Honorar von 4 mal 40,- Mark aufhelfen. Da sitzen sie im September '49 in einer düsteren Studiokoje des bombenbeschädigten Friedrichsbaus und lesen sich *live* durch die verteilten Rollen ihres Jugendfunk-Berichts. Von draußen rattert die Straßenbahn. Der Ansager sitzt dabei, dirigiert die Einsätze und schlägt zum Schluss mit feierlicher Miene den Gong.

Radio 1949: Das war, vier Jahre nach den Propaganda-Fanfaren und den einlullenden und kompensierenden Manipulationen des Goebbels-Rundfunks, ein bis April 1952 mit Zensur belegtes Erziehungsinstrument der französischen Besatzungsmacht. Sein regionaler Aufbau war weniger als Vielfaltsangebot, mehr als Teilungs- und Beherrschungsstruktur des eben noch im Nazi-Staatsdienst zentralistisch



Abb. 2 Rolf Wernicke, wegen seiner lebhaften Berichterstattung von Sportereignissen als der „Rasende Reporter des SWF“ bekannt, ist auf diesem Bild von 1947 zusammen mit dem Schauspieler Ewald Allner bei der Vorbereitung einer Sendung in der Reihe „Aus dem Spielplan der Städtischen Bühnen“ zu sehen. (Stadtarchiv Freiburg, M 75/3, Photo Genzler)

agierenden Herrschafts-Mediums gemeint. Radio 1949: Das war aber auch das Leitmedium der Alltagskultur, das sich mit einem differenzierten und anspruchsvollen Kästchenprogramm in der technischen Beschränkung auf ein Programm eingerichtet hatte. Hier wurden die Stimmen und Themen transportiert, die die junge Republik repräsentierten und bewegten. Es bildet sich die akustische Physiognomie der Zeit mit Adenauers rheinischem Zweckdeutsch, Carlo Schmid's Kunstrede und der situationssicheren Redekunst des Journalisten und Professors Theodor Heuss mit ihrem sonor schwäbelnden Versprechen, man könne Politik und Geist und Popularität gemeinwohlförderlich und hör-erfreulich zusammenbringen. Es präsentieren sich die ersten verlässlichen Muster unabhängiger Berichterstattung. Der Sündenfall des politischen Defizits der Weimarer Radiozeit und die Propagandalügnerei des Nazimediums verblassen hinter den neuen, demokratischen Leitbildern der unabhängigen, objektiven und ausgewogenen Radioinformation. Die BBC lässt grüßen. Bezeichnenderweise ist es die Besatzungsmacht, die nach der diktatorischen Staatsdominanz im Reichsrundfunk staatsferne Organisationsstrukturen gegen das Beherrschungs- und Einflussbegehren der Politiker durchsetzen muss.

Radio 1949 ist aber unter der Ägide des ersten Südwestfunk-Intendanten Friedrich Bischoff vor allem eines: Kultur-Radio. Bischoff, dieser schlesische Lyriker und ingeniose Hörspielpionier der Jahre 1927–33, den einst ein Alfred Kerr begeistert gegen dumpfe Kritiker verteidigt hatte, war von den Nazis eingesperrt und ausgegrenzt worden. Als ihn die Franzosen rufen, rumpelt er hungrig im Kohlezug von Bayern nach Baden-Baden, prägt dann mit seinem Anspruch und seiner Ausstrahlung das Klima und das Profil des Senders. Schon am vierten Sendetag strahlt der Südwestfunk Jean Cocteaus Hörspiel *Die menschliche Stimme* aus – bezeichnend für Bischoffs Programmatik, den Rundfunk durch Dichtung, Hörspiel, Musik und Wissenschaft zu einer Stimme der Menschlichkeit zu machen, die dem geretteten Alten und dem vorandrängenden Neuen verpflichtet ist. Da finden sich also nicht als marginale Bildungstupfer, sondern als tragende Schwerpunkte Lesungen mit Gedichten von Werner Bergengruen, Arno Holz, Max Hermann Neisse, Hermann Hesse und Georg Britting. Da präsentiert man Texte von Karl Jaspers, Ricarda Huch, Hermann Hesse, Oscar Wilde, Ernest Hemingway, da sind französische Werke von Voltaire, Descartes, Molière, Rabelais, Bergson, Gide, Anouilh und Sartre zu hören, aber auch Alfred Döblin, Georg Kaiser, Günther Weisenborn, Reinhold Schneider, Carl Zuckmayer und Max Rychner. Literatur- und kunsttheoretischen Themen galt der Vorläufer des späteren Nachtstudios von Horst Krüger mit dem sprechenden Titel *Einkehr im Geist*.

Diese natürlich auch dem französischen Kulturverständnis mit seiner literarisch-essayistischen Prägung zu verdankende Grundfarbe des Radioprogramms wurde ergänzt durch die von Heinrich Strobel und Hans Rosbaud glanzvoll aufgebaute und gepflegte Musikkultur des Senders. Das Radio war damals der wichtigste und engagierte Konzert-Veranstalter. Schon im Februar 1946 wurde das Sinfonieorchester des Südwestfunks gebildet, das allein ab April 1947 bis 1956 61 Kompositionsaufträge vergab, z. B. an Wolfgang Fortner, Werner Ekk, Hans Werner Henze oder Boris Blacher. Paul Hindemith und Arthur Honegger dirigierten 1948 und 49 eigene Kompositionen, und Igor Strawinskys erster Deutschlandauftritt nach dem Kriege fand in Baden-Baden vor den Südwestfunkmikrofonen statt.

Der hinter diesem Niveau und dieser Vielfalt wirkende Eifer kam aus einer Energie, die nicht auf „Zerstreuung“ zielte, sondern, wie Friedrich Bischof im Dezember 1949 formulierte, auf das Gegenteil der Zerstreuung, nämlich auf „Gestaltung, das heißt Lebensgestaltung, zu der der Rundfunk als kulturelles Instrument der Zeit mit-helfen soll.“ Diesem Eifer verdankt sich auch ein Kultur-Unikum der deutschen Rundfunkgeschichte: Baden-Baden bildete 1950 einen Berater-Kreis, dem Graham Green, Thornton Wilder, Carl Zuckmayer, Ignazio Silone, Eugen Kogon, Otto Dibelius, Max Rychner u.a. angehörten, ein Symbolgremium der großen Namen, das aber nie einberufen wurde und nie mit einer Aktivität an die Öffentlichkeit trat – es blieb eine Nachkriegsgirlande des guten Willens zur internationalen, lebensgestaltenden Kultur.

All dies hat mit seinem Anspruch und mit seiner urbanen Offenheit; mit seinem klassischen Repertoire; mit vielem, was in den 12 Nazijahren ausgesperrt gewesen war; und dazu mit vielem, was sich dem Ungehörten und dem Aufbruch der Gegenwart ins Ungesicherte verschrieb, auch in der Universitätsstadt Freiburg für eine kulturklimatisch relevante Hintergrundstrahlung gesorgt.

Zum lokalstolzen Vordergrund aber gehörte natürlich das Freiburger Landesstudio mit seinem kleinen Unterhaltungsorchester, seinen badischen Kulturbeiträgen

und den Nachrichten aus der Nahwelt, die man in Freiburg als „Stimme des Landes“ betrachtete und als einen Auftrag, den ein schwerblütig-gewichtiges Auftragsgedicht Reinhold Schneiders in angestrenzte Höhen hob:

„Des Landes Stimme sind wir; unser Recht / Ist eingewurzelt tief in diesem Land .../ Zu schwer fast ist der Auftrag, all-zureich / Das Wort des Landes, was sein Volk erfahren, / Was es gestaltet, was es nur geträumt, / Was es gefunden und vergessen hat .../ Wir können's nicht allein. Ihr müßt uns helfen / Müsst fordern, fragen, tadeln, uns be-feuern, / Müsst eure Stimme mit



Abb. 3 Wohl noch in den Studios im Friedrichsbau vor dem Umzug des Südwestfunks in das ehemalige Hotel Kyburg in Günterstal 1949 muss dieses Photo aufgenommen worden sein. (Stadtarchiv Freiburg, M 75/3, Photo Genzler)

der unsern einen, / Daß sie in Wahrheit spricht für unser Land ...“ Ob die charman- ten Radioplaudereien der Freiburger Edelfeder Franz Schneller, ob die Schmunzel- prosa eines Hellmut Holthaus, die Gartenmiszellen eines Friedrich Schnack oder die biedermeierlichen Kalenderblätter eines Otto Ernst Sutter der ethischen Tiefe dieses Anspruchs ans Regionale gerecht wurden, sei dahingestellt. Jedenfalls lieferten sie, allesamt schon angejahrte Herren, wärmende Stricksachen zur Pflege eines gelb- roten Wir-Gefühls. Das konnte sich allerdings auch einmal 1949 zu einem skurrilen, über die Antennen ausgefochtenen Senderkrieg zwischen dem altbadischen Freiburg und dem südweststaat-geneigten Tübingen hinreißen lassen. Dem musste dann der Rundfunkrat ein Ende machen.

1949 durfte jedenfalls das Wohllebsche Hausstudio in Freiburg die 50 Jahre spä- ter abgewickelte Günterstäler Kyburg beziehen, in der neben den badischen Belan- gen auch der Schul- und Jugendfunk zu einer heute zu unrecht vergessenen überre- gionalen Blüte und Wirksamkeit kam. Hier haben Hertha Sturm, Margret Liede, Oskar Gitzinger, Eckart Heftrich, Manfred Schradi, Heiner Schmitt und Georg Oschmann einen fundierten, frechen Betrieb aufgezogen, der die besten deutschen Sprecher und Autoren jener Jahre nach Freiburg holte, darunter Wolfgang Weihrauch, Günter Gaus, Hans Magnus Enzensberger, Kurt Sontheimer und als freien Mitarbeiter für die bunt gewürfelten Sendungen der Jugendverbände auch den Freiburger Hans Maier (den späteren bayerischen Kultusminister), der über diese Kyburger Lehrzeit später schrieb: „Nie wieder werde ich so leicht und frech, so un- bekümmert und selbstüberzeugt schreiben wie in jenen Schüler- und Studentenzei- ten. Wir waren noch einmal davongekommen. Wir fühlten uns frei. Wir sogen alles auf wie ein Schwamm, von der Politik bis zu den Künsten. Wir empfanden diese Nachkriegsjahre, trotz Kaltem Krieg, nicht als eine Zeit der Restauration, sondern der ungeheuren, kaum zu verarbeitenden Anregungen. Und viele kamen vom hei- mischen Sender mit seinem einladenden Pausezeichen: ‘Bald prangt, den Morgen zu verkünden’ ...“ Das war nicht nur eine Melodie, die aus dem Dunkel die Verspre- chungen des hellen Tags begrüßt. Es war auch ein Signet der geistigen Orientierung des Radios um 1949. Der fusionierte SWR hat diese Traditionen abgewickelt und durch ein Plastikgeräusch, ein Allerwelts-Logo aus der Retorte ersetzt.

Noch ein Nachtrag zum Radio 1949: Der Südwestfunk war in diesem Jahr beim Ausbau des Sendernetzes an seine finanziellen Grenzen geraten. In Deutschland fand sich kein Geldgeber, der bereit war, hier zu investieren. Da sprang im August ‘49 Paris ein, gründete einen *Verein zur Förderung des deutsch-französischen Kul- turaustauschs* und überwies prompt drei Millionen. Das war mehr und etwas ande- res als Besatzungspolitik. Das war eine kulturelle Tat aus einem neuen nachbar- schaftlichen Geist.

Doch nun zur **Literatur**! Können wir das literarische Milieu in Freiburg 1949 er- kunden, indem wir Namen zusammenschütten, um zu sehen, ob sich daraus ein wa- ches und nennenswertes Tableau ergibt: Eberhard Meckel, Franz Schneller, Anton Müller, Gerhard Vanoli, Heinrich Weis, Ernst Sander, Robert Feger, Erich Rupp- recht, Kurt Heynicke – arbeiten sie oben im zeitbewussten Tageslicht, oder sind sie weggetaucht in ihre behaglichen Abgründe, zu kümmerlicher Brotarbeit, trost- suchendem Tagesgeschäft und besinnlichem Kurzwarenhandel? Und gehören da

auch ein Hubert Baum und Richard Gäng dazu? Hat sich das notorisch völkische Klima mit den Ehrendoktoren Hermann Burte und Emil Strauß unter Frischlufteinfluss verdünnt und weggeklärt? Und wie verbuchen wir die Gewissenspublizistik des solitären Reinhold Schneider, den in diesem Jahr '49 die Anrufe aus dem Ordinariat erreichen, wann er denn endlich in die „Ostzone“ umziehen wolle? Versuchen wir lieber das literarische Klima mit Greifbarem zu beschreiben. Ich habe es vor allem auf dem gelbholzigen Papier der Halbmonatszeitschrift *Die Gegenwart* und beim staubaufwirbelnden Durchblättern des Jahrgangs 1949 der *Badischen Zeitung* gefunden.

Die Gegenwart, gegründet Ende 1945 in Freiburg, steht mit ihrer Leistung und Entwicklung beispielhaft für die einzigartige Konjunktur eines Dutzends anspruchsvoller Kulturzeitschriften in der Französischen Zone. Die Freiburger Redakteure und Autoren der *Gegenwart* gruppierten sich im besten Geist der *Frankfurter Zeitung* um große Namen wie Benno Reifenberg, Bernhard Guttman, Robert Haerdter, Albert Oeser und Ernst Benkard. Zu ihren Berichten, Kommentaren und Analysen aus Politik, Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft stellen sie vom ersten Heft an literarische Texte z. B. von Marie Luise Kaschnitz, Günther Eich, Max von Brück, Richard Hertz, Anna Seghers, Alfons Paquet, Alfred Mombert, Johann Armbruster (das ist Wilhelm Hausenstein), Kasimir Edschmid, Ernesto Grassi und Ricarda Huch. Literatur ist also ein wichtiges Element dieser publizistischen Kultur, die natürlich auch in das kulturelle Biotop Freiburg hineinwirkt. Es werden ganz erstaunliche Auflagen erreicht. *Die Gegenwart* kommt vor 1948 auf eine Höchstauflage von 220 000 Exemplaren, die bei größerer Papierzuteilung noch steigerbar gewesen wäre. 1949 verlässt *Die Gegenwart* Freiburg und zieht nach Frankfurt. Die Blüte der Zeitschriften-Sonderkultur ist jählings zu Ende gegangen.

Auch die Verlagslandschaft, die bis 1948 eine unglaubliche Fülle von Neugründungen ausgetrieben hatte, wurde durch den Währungsschnitt mit der Verknappung des zu den verlockenden Konsumgütern strömenden Geldes grausam flurbereinigt. All die holzigen, broschierten Kleinformate mit zeitgeschichtlicher und politischer Thematik über Erlebnis-, Besinnungs- und Rechenschaftsliteratur bis zu alter und neuer Belletristik fanden nun keine Käufer mehr. Es kam, wie Manfred Bosch formulierte „im Bereich der Kultur zu einer demontageartigen Situation mit katastrophalen Zusammenbrüchen. Ein Großteil der verlegerischen Neugründungen ging ein, Zeitschriftenauflagen sanken auf Bruchteile ab, Theater kämpften um ihre Existenz – das kulturelle Nachkriegsintermezzo war zu Ende“.⁸

Das Buch als geistiges Medium und Ware ist also 1949, wie der Vorsitzende des Börsenvereins des Buchhandels in der französischen Zone mit ihren 6 Millionen Einwohnern resümiert, „ein Wagnis“ für die 229 Verlage, die rund 2000 Titel mit einer durchschnittlichen Auflage von 5000 Exemplaren vorlegten. An der Spitze rangiert die „Schöne Literatur“ mit 35 %. Die höchste Auflage erzielte Romano Guardinis *Kreuzweg des Herrn* – 200 000 Käufer suchten diesen aufbauenden Seelentrost. Die Verleger konstatieren aber einen Mangel an guten neuen Manuskripten und an geistiger Substanz: „Der Aderlaß des Krieges“, sagen sie, „und die 12 Jahre Nationalsozialismus sind der Grund dafür, daß die Quellen des Geistes noch nicht so fließen, wie wir es wünschen möchten.“

Alfred Döblin, der zum Katholizismus konvertierte Emigrant, der zurückgekehrt war in ein Land, das keine Emigranten liebt, formuliert seine Befunde härter. Da sitzt er also in der Uniform eines französischen Kulturoffiziers in Baden-Baden und schreibt: „Was man hier im Lande zu lesen bekommt, ist im Unterschied zu den Produkten am Ende des vorigen Weltkriegs weder inhaltlich revolutionär, noch neu im Formalen. Mir ist einiges in Gedichtform, aber nicht originell, bestimmt nicht stürmisch und gar nicht mit Zukunftsgewißheit vor Augen gekommen. Vorherrscht eine Neigung zur Vertiefung und religiösen Versenkung. Aber das, worauf ich stieß, schreibt noch keine eigene Handschrift. Man bemerkt überhaupt, auch bei den Lesern, daß man sich rückwärts orientiert und gern bei Klassikern, bei beruhigten, formal feststehenden und mystischen Autoren Halt sucht ... Was den Autoren not tut, ist die Besinnung darauf, was sie eigentlich mit ihrem Denken, Dichten, Schreiben meinen. Die Zeit wirft sich mit ganzer Wucht auf sie und preßt sie zu dieser Frage. Im Augenblick liegt eine schwere Lähmung, als Nachwirkung der aushöhlenden Diktatur, wie über allen so über ihnen, Katzenjammer nach dem Delirium. Und so sehen wir heute in die Druckpressen einfließen einen trüben Strom von Landschaftsliteratur, Volkstumsliteratur, vielfach von Autoren, die in der Nazizeit von den Dirigenten dieser Bewegung dafür gelobt wurden ...

Was also besonders nottut, ist eine neue realistische Literatur, die mit dem Rückständigen der alten Lug- und Verdrängungsliteratur aufräumt, ein Schrifttum, das klar und ohne Schwulst formuliert und parteipolitisch nicht gefesselt ist. Es soll künstlerisch wagemutig sein, und nicht zuletzt: die Tore zum Ausland weit aufstoßen.“⁹

Hat Döblin überzogen geurteilt, vielleicht aus der Verletztheit des Autors, der für seine eigenen großen Romane *November 1918* und *Hamlet* lange keinen Verleger und nach dem Erscheinen nur missgelaunte Ablehnung findet? Ein Bericht der *Badischen Zeitung* von der Frankfurter Buchmesse im September 1949 scheint Döblins Urteil zu bestätigen. Der Artikel registriert, dass sogar ein Walter Flex (ein Kultautor des Ersten Weltkriegs) wieder gekauft werde und resümiert, die Buchmesse zeige in der Mehrzahl die guten, mäßigen und minderen alten Namen. „Hat der Leser taube Ohren gegen das Neue, wie vielfach in der bildenden Kunst und bei der neuen Musik? Den Grund hat man zu suchen in der Abwendung von allem, was Gegenwart heißt und Auseinandersetzung mit ihr, in der Flucht zur Ruhe, in die Problemlosigkeit, in die schönere Vergangenheit.“

Sollte das auch die Fluchtrichtung des Freiburger Leserpublikums gewesen sein, dann hat sich die *Badische Zeitung* des Jahres 1949 mit ganz erstaunlichem Mut auf einen gegenströmigen und weltoffenen Kurs begeben. Man möchte seinen Augen nicht trauen, mit welchem Fortsetzungsroman das Blatt seine doch eher gescheiterte und kulturkonservative Leserschaft konfrontiert: Es ist ein Vorabdruck des Romans *Das Holzschiff* von Hans Henny Jahnn, ein visionär durchleuchtetes, sprachverwegenes Erzählstück von sperriger, traumszenischer Bildlichkeit. Eine Meerdichtung, die mit ihren Sturmszenen, ihren in Leidenschaften verlorenen Gestalten in der deutschen Literatur ihresgleichen sucht. Eine expressionistische Gleichnisdichtung, die im Untergang der Menschen in diesem labyrinthischen, finsternen Holzschiff den Untergang einer labyrinthischen, finsternen Welt beschreibt. Was für ein Kontrastpro-

gramm zu den Zungenschlägen bürgerlicher Trostnachtigallen, die man doch auch in den Gedichtkästchen dieses Blattes findet und die eben so enden: „Ich fühlte es: Gott meint auch mich ... Und mit dem Strom, der mächtig rauscht, fließt meine Sorge leis davon“. Nein, Hans Henny Jahn, dieser Emigrant, Hormonforscher und Orgelbauer setzt dem postfaschistisch irritierten Bürgertum keinen Literaturkatheter, durch den „die Sorge leis davon“ fließen könnte.

Es muss Proteststürme gegeben haben gegen diese Leseaufgabe, denn die Redaktion ergreift das Wort und zeigt ihr antirestauratives Engagement. Jahnns episches Kunstwerk verlange „eine schon meditative Lektüre, um nicht zu sagen eine Art poetischen Studiums.“ In dem Augenblick, in dem „die entfugte Welt sich mühsam in die alten Fugen zurückbegibt“, müssten die Dichter „die Überlebenden befragen, ob es nicht besser sei, statt zurückzufügen ... unter neuen Signalen des Gewissens“ mit der Sinnesänderung zu beginnen. Jahnns Stimme lasse keinen Raum „für das Glück im Winkel“, schreibt der zur Publikumsbeschimpfung mannhaft entschlossene Heinrich Weis auf dieser Feuilleton-Seite, die dem Leser zugleich ein wehmütig-behagliches Heimatstück von Wilhelm Hausenstein beschert mit dem Satz „Bedächtigen Fußes wandelten wir zwischen den alten Häusern“. Darunter aber auch das Kleingedruckte mit den Meldungen der *Kultur-Rundschau*: Professor Giesecking in New York festgenommen und ausgewiesen. – In Chicago haben Arturo Toscanini, Fritz Busch, Arthur Rubinstein und andere gegen ein Gastspiel Wilhelm Furtwänglers mit einer Boykottandrohung Einspruch erhoben – außerhalb der deutschen Grenzen litt man eben nicht an der bundesrepublikanischen Vergesslichkeit. – Auch das war nichts für's vergessliche Schallplattenglück im deutschen Winkel.

Die *Badische Zeitung* des Jahres 1949 war nicht missionarisch – sie hat dem Jahn-Brocken einen verdaulicheren Kriminalroman folgen lassen. Aber sie hielt bei der intensiven Präsentation literarischer Texte ihren offenen und unprovinziellen Kurs, rezensierte ohne progressiven Eifer, aber aufklärend meinungsdeutlich, agierte pluralistisch, aber unopportunistisch mit kräftigem, kulturpolitischem Engagement. Dafür einige Beispiele.

Das Blatt bot in einem heute nicht mehr vorstellbaren Maße seinen in der Regel mit schmalen Bücherbudget ausgestatteten Lesern literarische Texte an. Kaum ältere, wie von Theodor Storm, mehr zeitnähere wie von Anette Kolb, Manfred Hausmann, Felix Timmermanns, Friedrich Schnack, Wilhelm Hausenstein, Eckart Peterich, Horst Krüger, Nikolas Benckiser. Neuere Namen waren Georg Trakl, Karl Krolow, Heinz Piontek, Georg Britting, Rudolf Hagelstange und Hans Egon Holtusen. Deutlich ist der ausländische Akzent mit Anton Tschechow, Graham Green, Thornton Wilder, André Gide, Jean Giono, Charles Ferdinand Ramuz, Paul Claudel, bis hin zu dem von Georg von der Vring übertragenen Verlaine.

Die Rezensionen pflegen mit breitem Federstrich Humanistisches von Erasmus, Hutten, Luther, Jakob Burckhardt, erinnern in großem Überblick an Russisches von Dostojewski bis Menschikow und bearbeiten in bildungsbeflissener Breite die Bücherfracht des Goethejahrs. Überhaupt: Goethen und „Besinnung auf Goethe“ finden wir allenthalben, von Gert Tellenbachs Rektoratsrede bis zum ausführlichen Referat über Ortega y Gasset's Hamburger Rede gegen den Goethekult und gegen Kulturpessimismus in Europa mit dem Satz: „Unser Haus ist eingestürzt, ein herr-

licher Vorwand, ein Neues zu bauen.“ Neuem und Schwierigem widmen sich auch die Rezensenten der *Badischen Zeitung*: Rilkes *Duineser Elegien*, Hermann Kasacks *Stadt hinter dem Strom*, Thornton Wilders *Ideen des März*. Ernst Jüngers *Strahlungen* werden distanziert und ohne Kult und Beschönigung zerlegt. Eine merkwürdige Chuzpe legt dagegen ein Verriss des Mundartdichters Hubert Baum durch Eberhard Meckel an den Tag. Der habe sich von der „Ebene naturhaft heimatlichen Empfindens, auf der ein Hebel emporwuchs“, also vom typisch Alemannischen entfernt zum angelesenen hochdeutschen Kunstgedicht eines Weinhebers. „Man halte dagegen nur einmal Burtes Dinge, die doch aus einem ganz anderen, gewachsenen Boden kommen.“

Wir schreiben am Tag dieser Meckelei den 15. Februar 1949. Das ist Burtes 70. Geburtstag – eine Würdigung des wegen seiner unsäglichen und antisemitischen Nazireden (in denen er Hitler mit Goethe verglich und in Weimar bei Buchenwald lobte, dass man endlich gegen die Juden handle) von den Franzosen zum Schweigen beorderten Bardens wäre an der Zensur nicht vorbeigekommen. So bringt man also dem einäugig und trotzig adorierten Hausheiligen ein Blumensträußle durch die Hintertür. Zehn Jahre später kommen dann alle bis zum Regierungspräsidenten wieder durch die Vordertür und ein Richard Gäng wird psalmodieren: „Er, unser Denker, unser Künder, unser Mahner, unser Spürer, unser Weiser und Wegweiser, unsere Seele und unser Geist, er ist unser Meister. Ihm gehören unsere Dankbarkeit, Verehrung, unsere Liebe.“¹⁰ Und die *Badische Zeitung* berichtet nun brav und konformistisch, weil der Chefredakteur die Festrede hielt. – Aber 1949 druckte man nicht Burte, sondern Lina Kromer: „Nun löst sich, was bedrückt / Des Tages Last und Glut, / Das Menschenherz entrückt / An Gottes Herzen ruht.“

Und damit wollen wir das heikle Gebiet der schiefen Heimatklänge in einer aufrechten Heimatzeitung verlassen und das unprovinzielle Bild, das sie 1949 bot ergänzen: Das Blatt hat dem Stadttheater ins Stammbuch geschrieben, es könne „mit dem brennenden Sodom und Gomorrha im Rücken nicht einfach weiterspielen, als sei auf der europäischen Bühne nichts passiert.“ Und was die Oper angehe, so seien nach der Währungsreform die Besucher weggeblieben, die ein „bequemes Seelensofa“ suchten. Man verlasse also den Weg der bewährten Zugstücke und gebe der Oper eine „klare geistige Linie und ein weltoffenes lebendiges Gesicht“.

Eine klare geistige Linie und ein weltoffenes, lebendiges Gesicht – Freiburg hatte 1949 die Chance, beides in den Impulsen und Reflexen seines Radios und seiner Zeitung aufzunehmen und sich darin in Zustimmung und Widerspruch spiegeln zu können. Wissen wir nun, was 1949 in Freiburg literarisches Leben war? Es fehlen natürlich viele konkrete Details zu unserm Bild: Die Dichterlesung Kasimir Edschmids mit Streichquartettumrahmung. Der Hebelpreis dieses Jahres für Wilhelm Hausenstein, dem die Reichsschrifttumskammer 1936 mitgeteilt hatte, dass er nicht geeignet sei, durch schriftstellerische Veröffentlichungen „auf die geistige und kulturelle Entwicklung der Nation Einfluß zu nehmen.“

Leider hatte diese Entwicklung der Nation dazu geführt, dass eine der vielversprechendsten literarischen Begabungen der Weimarer Zeit, der Freiburger Sohn einer jüdischen Arztfamilie, Hans Arno Joachim, 1944 in Auschwitz ermordet wurde. Der Freund von Ernst Bloch und Peter Huchel war ein geistvoller Essayist

und Hörspielautor, von dem Bert Brecht gelernt hat. Er war im Mai 1933 nach Paris emigriert; sein letzter Text war ein Gebet, in dem er sich seiner Vaterstadt Freiburg erinnert. Erinnerst sie sich seiner?¹¹

Auch Lotte Paepcke, Tochter des jüdischen Lederhändlers und Freiburger Stadtrats Max Mayer muss noch ins Bild. Sie überlebte im Stegener Klosterversteck, schrieb ab 1947 solche Sätze: „Aus meiner selbsterbauten Welt kehrte ich zurück in die der andern, die nun wieder unsere gemeinsame werden sollte. Wir würden zueinander in unsere Häuser kommen, und wir würden uns im Theater treffen, als wäre nichts geschehen. Als hätten sie sich nicht erhoben von ihren Kanzleitischen und wären herausgetreten aus ihren Türen um ihre Trottoirs reinzufegen von uns.“¹²

Literatur in Freiburg ist manchmal etwas anderes als Freiburger Literatur. Rainer Maria Gerhard schrieb sich 1947 mit 20 Jahren als Gasthörer der Universität ein, lernte den Lyriker Claus Bremer kennen und machte mit ihm den zu dieser Zeit in Deutschland einmaligen Versuch, als Übersetzer und Dichter einen geistigen und poetischen Dialog mit den großen, in Deutschland erst später entdeckten amerikanischen Poeten wie William Carlos Williams, Ezra Pound, Charles Olson und Robert Creeley zu entfalten. Da gehen transatlantische Gedicht-Briefe hin und her, da greift Gerhard in seinem evokativen Ton allem voraus, was zu dieser Zeit von deutschen Lyrikern geschrieben wurde. Seine Freiburger Zeitschrift *Fragmente* erschien 1951 in wenigen Nummern und ergreift durch ihren Schwung ins große Sprach-Geistige der Welt. Creeley schrieb ihm: „Die aufgabe, Gerhard, / ist, genau zu sein, gleich / von anfang an.“ Gerhard nahm das in seinem geschundenen Europa zu genau und

nahm sich 1954 das Leben. Was wäre das Leben der Literatur in Freiburg ohne seine Verzweiflung und ohne seine hoffnungsvolle Heftigkeit und seinen Vers: „In den azuren einsamkeiten der alten kontinente / ein neu zeichen zu aufbruch / ein alt zeichen zu untergang ...“¹³

Aufbruchzeit 1949, Wendezeit, Erwartungsland. Freiburg – wie hältst du’s mit der **Kunst**?

Die Städtischen Sammlungen zeigen seit 1946 in erbauender Retrospektive das gerettete Erbe: Meisterwerke mittelalterlicher Malerei – Mittelalterliche Goldschmiedekunst – Kirchli-



Abb. 4 Der „Marienbrunnen“ von Richard Engelmann auf dem Stühlinger Kirchplatz in einer Aufnahme von ca. 1960 (Stadtarchiv Freiburg, Photo Böhm – Archiv Stober H 181)

che Gewänder des 15. bis 20. Jh. – Johann Christian Wenzinger. Dazwischen aber auch: Richard Engelmann, den 1935 als „Nichtarier“ mit Berufsverbot diskriminierten Bildhauer aus Kirchzarten. Oberbürgermeister Hoffmann betreibt den Ankauf einer Skulptur, um dem Unrecht ein Zeichen der Wiedergutmachung entgegenzusetzen. „Das Mädchen mit Schwamm von 1906, eine antikische Schönheit, wird 1949 auf dem Aschoff-Platz aufgestellt, sakralisiert eine heile bürgerliche Weltinsel, weit weg von der zerstörten Innenstadt. Der Nationalökonom Walter Eucken rühmt die ausgleichenden Qualitäten des an Maillol geschulten Engelmann: „In Freiburg wird es nach der Zerstörung darauf ankommen, das Gleichgewicht zwischen Tradition und gegenwärtigem Leben zu halten. Engelmann ist ein Meister des Gleichgewichts und des Maßes.“

(Dass es wenig später gegen die Aufstellung eines Marienbrunnens von Engelmann im Stühlinger zu antisemitischen Einwänden im Stadtrat kommt; dass der Oberbürgermeister Dr. Hoffmann daraufhin den Brunnen kurzerhand aus den Einnahmen seiner für's Theater gespielten Klavierkonzerte bestreitet; dass letztendlich der Freiburg angebotene Nachlass Engelmanns 1997 ausgeschlagen wurde und nach Weimar ging, sind bittere Fortsetzungen dieser Geschichte einer „Wiedergutmachung“.)

Nicht etwa künstlerischen Aufbruch, sondern bewahrende Pflege von „Gleichgewicht und Maß“ strebte man an, als man im April 1949 nach knauserigem Geschiebe zwischen Stadt und Land die kleinste deutsche Kunstakademie in Freiburg begründete. Als Leiter hatte man den 70-jährigen, als „deutschen Maillol“ gepriesenen Wilhelm Gerstel gewonnen, einen Apologeten des unverletzten Menschenbildes, wie es die Kunst der Antike und der Renaissance überliefert, und leider auch die Nazi-staatskunst heroisiert und verspießert hatte. Die beiden nicht gerade wilden Maler Emil Bizer und Adolf Strübe und der gestochen neusachlich, insgeheim schon auch mal ungegenständlich zeichnende Rudolf Dischinger ergänzten das Tableau einer wacker konservativen Besetzung „ohne überregionale Qualität“ – so urteilte jedenfalls 1954 die Kultusverwaltung des neuen Landes Baden-Württemberg und löste 1956 die auch von Baden immer halbherzig gehegte Zwergakademie bis auf eine Malklasse unter Hans Mayboden auf. Wohllebs Votum? Er hatte anstelle der Kunst zwei Lehrer für Schwarzwälder Volkskunst installieren wollen. –

Ein anderes badisches Ziehkind der Franzosenzeit ist heute zu Unrecht völlig in Vergessenheit geraten: Die von 1948 bis 1954 in Bonndorf arbeitende Staatliche Kunsthandwerkschule. Deren Ansatz war zunächst, dem alten und darnieder liegenden Schwarzwälder Kunsthandwerk wieder auf die Füße zu helfen, um Arbeitsplätze im heimischen Gewerbe und Absatzchancen für heimische Produkte zu schaffen. Der Bildhauer Walter Schelenz hatte sie, in Menzenschwand lebend, für Freiburg geplant, entwickelte aber dann als Ideengeber und Gründungsleiter dieser originellen Schule für Bonndorf ein an Bauhaus- und Werkbundkonzepte angelehntes ganzheitliches Modell, dem er zunächst den Titel gab: „Über den wirtschaftlich nutzbringenden Einsatz von Kunst und Kultur beim Wiederaufbau.“ Schelenz geht es dabei nicht nur um das ästhetische, sondern auch ethische Ziel der Qualitätsarbeit. Es geht ihm um die realistische Einordnung gut gestalteter Produkte und ihrer Werkstätten in die ökonomische Umwelt. Da ist das Ziel der Arbeitsschule mit der überschau-



Abb. 5 Die Bildhauerklasse von Wilhelm Gerstel an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste (Stadtarchiv Freiburg, Photo Leif Geiges)

baren Lebens- und Arbeitsgemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. Da ist der Versuch, durch eigene Einnahmen aus Aufträgen und Entwürfen die Schule mitzutragen. Und da sind didaktische Ideen, die an Johannes Ittens Bauhaus-Vorlehre erinnern. All das hat er in eine bäuerlich und handwerklich geprägte Region hineingedacht – ein Stil- und Geschmacksversuch der moderaten Moderne im Reich des Kuckucksuhrenkitschs. Als die Schule interessante Schüler mit erstaunlichen Design- und Industriekarrieren hervorgebracht hatte, wurde sie aus der Bildungslandschaft gekippt, weil ihr, der billigsten Fachschule Deutschlands, 1954 ganze 15 000 DM im Sachhaushalt nicht mehr bewilligt wurden. Und dies trotz des Zeugnisses einer Hochschuldenkschrift an den Landtag: „Sie ist eine in ihrer Art einmalige Schule, deren Erhaltung außerordentlich wünschenswert ist. Die Zusammenfassung mehrerer Handwerke mit ihrer gegenseitigen Befruchtung dürfte jedenfalls auf diesem Niveau im Lande Baden-Württemberg nirgends bestehen.“ Die Schule verschwand als Nusschalenmodell aus dem badischen Armenhaus, denn in Ulm feierte ein paar Monate später ein Hätschelkind amerikanischer Demokratisierungspolitik auf einem stadteigenen Grundstück und mit einer amerikanischen Anschubmillion ihr Richtfest: Die *Hochschule für Gestaltung*. Und Walter Gropius war da und erklärte dieses Ulmer Projekt unter Max Bill zum legitimen Erben Dessaus. Jetzt soll die Moderne der westdeutschen Gesellschaft nicht nur auf die ästhetischen, sondern auch auf die demokratischen Sprünge helfen. Der Vorgang ist sprechend: Wir erleben einen in die allgemeine Kulturentwicklung eingewobenen Paradigmenwechsel der politischen Kultur in Südwestdeutschland: So wie die Maler der *Ecole de Paris* Mitte der fünf-

ziger Jahre neben den mächtigen Kraftwerken der großen Amerikaner von Pollock bis Sam Francis verblassten, so schwächelte Mitte der Fünfziger auch die Prägekraft der französischen Kulturmission. Deshalb hatte das dezentrale Bonndorfer Nusschalenmodell zwar seine Stunde gehabt, aber seine Chance verloren. Und deshalb fuhr der Zug der Zeit um 1955 nicht nach Bonndorf oder Freiburg, sondern mit der schwäb'schen Eisenbahn nach Ulm.¹⁴

Aber leuchten wir noch mal ins Freiburg des Jahres 1949 hinein. Was will man da von der Kunst? Gleichgewicht und Maß und Erbe und ein unzerstörtes abendländisches Menschenbild. Dem redet ja 1949 auch der Hebelpreisträger und Kunstschriftsteller Wilhelm Hausenstein eindringlich das Wort. In seiner Schrift: *Was bedeutet die moderne Kunst?* disqualifiziert er Expressionismus, Kubismus, Futurismus als „objektiv zerstörende Bewegungen.“ Der Mensch habe im neuen Bild „die Gestalt der Dinge zerschlagen“. Die abstrakte Kunst sei „Symptom eines unbewußten Nihilismus“ und „Ausdruck einer Welt, in der der Untergang der gegenständlichen Welt bereits Wirklichkeit werde.“ Hausenstein, der einst einem Paul Klee und einem Max

Beckmann frühen Beistand geleistet hatte, sekundiert mit seiner Verfallsanalyse dem düsteren Schlagwortklassiker eines christlich-konservativen Antimodernismus, den Hans Sedlmayr bereits 1948 mit dem zur Kampfformel werdenden Titel *Verlust der Mitte* in die Wendezeit nach der Währungsreform geworfen hatte. Es seien, sagt er „geöffnet die Tore der Unterwelt, die sich jetzt in das ganze Leben ergießt und es durchsetzt.“ Dem chaotischen Zustand einer zersetzten Kultur könne man jedoch durch eine neue Sakralkunst, neuen Kirchenbau und neuen Totenkult begegnen.

Dieser rückwärts gewandten Utopie stand im öffentlichen Diskurs um 1949 Willi Baumeisters Schrift *Das Unbekannte in der Kunst* entgegen – im privaten Untergrund geschrieben 1943/44 von einem durch die Nazis aus dem Lehramt gejagten und mit Malverbot belegten Unbeugsamen. Auch er nimmt das Wort von einer „Leeren Mitte“

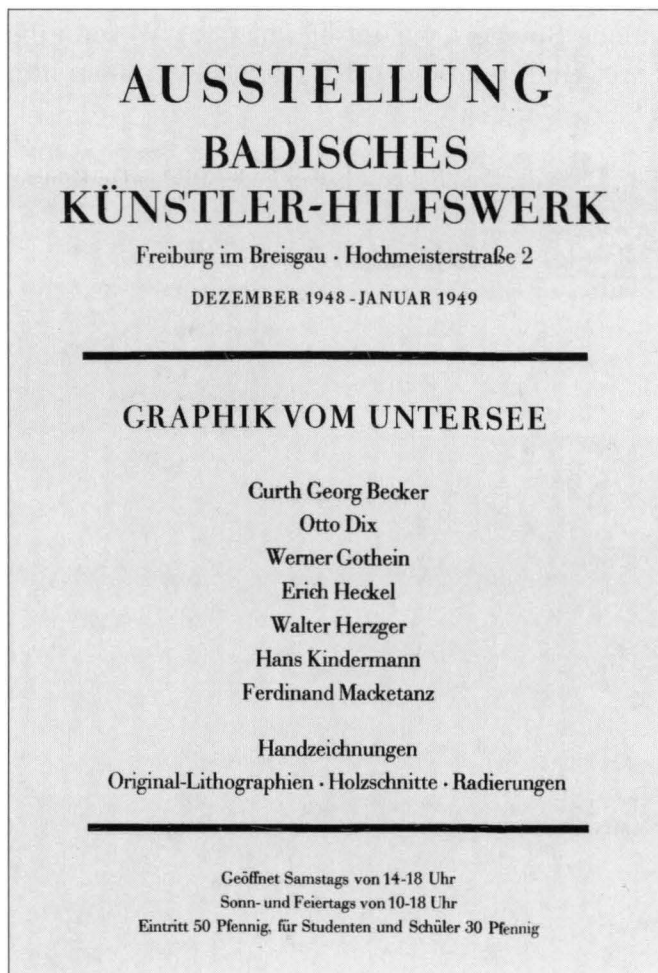


Abb. 6 Plakat der Ausstellung „Graphik vom Untersee“ des Badischen Künstler-Hilfswerks vom Dezember 1948 bis Januar 1949 (Stadtarchiv Freiburg, C5 / 1981)

in den Mund: Diese ist aber nicht Sedlmayrs Ort der Gottleere, sondern – wie bei der Mystik und in östlichen Weisheitslehren – eine leere Mitte, in der die schöpferische Weltkraft dem Unbekannten zur Erscheinung verhilft. Baumeister sagt: „Wie das Leben sich im Ungewissen entfaltet, so entfalten sich die Kunstwerke im Ungewissen.“

Während die Demoskopen jener Tage registrieren, 99 % der westdeutschen Bevölkerung lehnten die abstrakte Moderne ab, konfrontieren die Kulturoffiziere der französischen Besatzungsmacht ab 1947 die Freiburger Öffentlichkeit mit Bildern, die zwölf Jahre lang als entartet aus Deutschland ausgesperrt geblieben waren. Nationale Bedeutung erlangte 1947 an den rohen Lattenwänden des Friedrichsbaus die Ausstellung *Meister französischer Malerei der Gegenwart*, mit 42 Gemälden von Braque, Chagall, Léger, Matisse, Picasso, Rouault. Henry Kahnweiler kommt und diskutiert mit den Freiburger Studenten, die sich irritiert zeigen und verstört. Einer schreibt, stellvertretend für viele: „Wir sind den Erschütterungen des furchtbaren Krieges entkommen. Innerlich aber hat uns dies Erleben alle irgendwo sehr verwundet, zerbrochen, geknickt, und wir sind eigentlich so, wie uns diese Maler sehen. Für uns bedeutet dieses Vorhalten eines Spiegels vor unser innerstes Wesen eine Fortführung der Qual der letzten Jahre. Heilt man einen Kranken, indem man ihm



Abb. 7 Nicht nur Kunst wurde im Friedrichsbau ausgestellt. Das „Centre de Documentation“ präsentierte dort 1949 eine Ausstellung über den seit 1945 geleisteten Wiederaufbau in Freiburg. (Stadtarchiv Freiburg, M 72 A 261)

dauernd sein Gebrechen vorhält?“ Kurt Martin, der mutige badische Sachwalter des *Landesamts für Museen und Ausstellungswesen* registriert, dass die Nazizeit immer noch die Kunstrezeption erheblich eingefärbt habe, setzt aber seinen erzieherischen Nachholkurs fort, zeigt 1949 Paul Klee, Fernand Leger, Franz Marc. Nun hängt in einigen Freiburger Wohnungen neben den Lärchen, Mondsicheln und Madonnen des hiesigen Hans Francke und neben den Hebeldevotionalien des Adolf Glattacker auch schon einmal eine Kunstkarte von Chagall, Fritz Winter oder ein Plakat von Paul Klee.

Nach langem Drängen der Stadt gründet sich im April 1949 auch wieder der Kunstverein Freiburg, beginnt verhalten mit einer Geburtstags-Ausstellung des Keramikers Max Läger, setzt aber bereits 1950 einen starken Akzent mit Erich Heckel, Otto Dix, Emil Nolde, vor allem aber mit der programmatischen Präsentation deutscher gegenstandsloser Malerei und Plastik der Gegenwart mit Arbeiten von Ackermann, Baumeister, Bissier, Winter, Hartung u.a. Siegfried Bröse wird diese progressive Linie zusammen mit Walter Schelenz und Bert Jäger in den folgenden Jahren verdeutlichen, ins Internationale weiter ziehen und der legendären Kunstscheune in der Talstraße überregionalen Rang verleihen.

Als verlässlich offenes Forum für diese „Baumeister-Linie“ erweist sich in den Jahren um 1949 und danach die *Badische Zeitung*. Sie schreibt am Beispiel Baumeisters engagiert über *Das neue Sehen*, das den städtischen Sammlungen, die eher auf der „Sedlmayr-Linie“ lavieren, noch nicht so am Herzen liegt. Sie kaufen im Kunstverein nicht ein einziges Bild.

Währenddessen legt Adolf Riedlin noch einmal gestaltend Hand an seine Gaswerkwand. Er malt die deutschen Arme mit dem Hitlergruß ein bisschen niedriger auf die Höhe eines entnazifizierten Händedrucks. So sagen uns die bodenständigen Mannsbilder den alten Gruß des so erwünschten unverletzten Menschenbilds und grüßen: Guten Tag, du holde Kunst. Indessen wird auch ein anderes signifikantes Naziwerk aus dem Jahre 1942 von Hellmuth Hopp, das im Gegensatz zu manchem Luftkriegsopfer die Bombenzeit an sicherem Ort verbringen durfte, im kunstliebenden Freiburg nach dem Krieg am Flughafen endlich aufgestellt.

Währenddessen hat auch der Keramikkünstler Richard Bampi aus gegebenem Anlass seine Produktion von Hitlerköpfen eingestellt und darf als Warnung gegen das Unheil des Kriegs für den Stadtgarten einen schreienden Erpel fertigen. Indessen hat auch Nikolaus Röslmeier seine für den Möslepark vorgesehenen *Hitlerjungen* von ihren Koppeln und Pimpfen-Halstüchern befreit und als *Pfadfinder* 1954 an den Mann gebracht. Und 1965 schlug dieser bewährten Fachkraft noch einmal eine große Freiburger Stunde, als es galt, den weggebombten Bertoldsbrunnen durch einen heroisch aufgestylten Haudegen auf hohem, leider zu kleinem Ross zu restaurieren. So sorgte Röslmeier für die offenbar gewünschte Kontinuität und für den Beweis, dass die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts nach Baumeister- und Bauhaus-Art doch noch ein wenig Zeit brauchte, um auch in Freiburg ein neues Sehen zu ermöglichen.

Indessen klagte Freiburgs größter Maler, der 1939 nach Hagnau geflohene Julius Bissier, in einem Brief vom April 1949 wieder einmal heftig über die Interesselosigkeit seiner badischen Landsleute. Aber 1951 und 1954 holte der Freiburger Kunst-

verein jene Tuschen, Holzschnitte und Vorformen seiner Miniaturen, die seit 1958 seinen Weltruhm begründen sollten, in seine Vaterstadt. Immerhin: Er verkaufte damals ein einziges Bild. Er war's gewohnt und zufrieden, sagte er zu seiner Frau Lisbeth Bissier: „Wenigstens ein einziger hat etwas gemerkt!“ Wer war das gewesen, wer kaufte für 500 Mark einen herrlichen Bissier? Es war seine Frau gewesen, Lisbeth Bissier. Er hat das nie erfahren. Er schrieb, zweifelnd und grüblerisch, in sein Tagebuch: „Dass ich den äußeren Ruhm nicht ernte, ist mir heute klar. Wie sollte ich – da ich doch nichts Merkantiles zu seiner Gewinnung unternommen habe ... Die Tuschen, mein Sakrament, versteht kein Mensch. Alle sind von der Peinture behext ... ich hänge wie ein Japaner zwischen Germanen.“

Mitte 1949 entdeckt er in seiner Hagnauer „Zelle“ in aller Stille und Konzentration die Technik der späteren Ei-Öltempera-Miniaturen, die ihm, stürmisch und über Nacht, ab 1958 Weltruhm bescheren. „Mit seiner leisen, eindringlichen Stimme bezaubert er die Menschen“, sagt nun Werner Schmalenbach über ihn. „Ihm ist es wie wenigen zuzuschreiben, dass man auf der Welt mit dem Gedanken an deutsche Kunst den Gedanken an Poesie und Spiritualität verbindet.“¹⁵ Auch dieses, die Freiburger Herkunft und die Enge der Nachkriegszeit verlassende Gelingen gehört, als ost-westliches Zukunftslicht, zu den im Jahre 1949 angelegten Möglichkeiten.

Anmerkungen

- ¹ HANNAH ARENDT: Besuch in Deutschland. Berlin 1993; erstmals 1950 in den USA veröffentlicht.
- ² In: MAX FRISCH: Tagebuch 1946–1949. Frankfurt 1965.
- ³ In: WOLFGANG KOEPPEN: Tauben im Gras. Stuttgart 1951.
- ⁴ In: MAX FRISCH: Öffentlichkeit als Partner. Frankfurt 1967.
- ⁵ MARIE LUISE KASCHNITZ: Totentanz und Gedichte zur Zeit. Hamburg 1947.
- ⁶ THOMAS MANN: Ansprache im Goethejahr 1949. In: Altes und Neues, kleine Prosa aus fünf Jahrzehnten. Frankfurt 1953.
- ⁷ Zitat aus: HANS JÜRGEN SCHULTZ: Reinhold Schneiders Gedanken des Friedens. In: Über Reinhold Schneider. Hg. von CARSTEN PETER THIEDE. Frankfurt 1980.
- ⁸ In: MANFRED BOSCH: Der Neubeginn. Konstanz 1988.
- ⁹ ALFRED DÖBLIN: Die literarische Situation. Baden-Baden 1947.
- ¹⁰ In: Hermann Burte 80 Jahre. Hg. von FRANZ BURDA. Offenburg 1959.
- ¹¹ Zu HANS ARNO JOACHIM: Wolfgang Menzel, Der Philosoph am Fenster. Eggingen 1990. – WOLFGANG HEIDENREICH: Ein Sulzburger Gedenken an H. A. Joachim. Katalogveröffentlichung des Vereins „Freundeskreis ehemalige Synagoge Sulzburg“. Sulzburg 1996.
- ¹² LOTTE PAEPCKE: Unter einem fremden Stern. Frankfurt 1952.
- ¹³ ROBERT CREELEY: Echos, Gedichte. Salzburg und Wien 1988. – Zu Rainer Maria Gerhard: PETER HÄRTLING: Vergessene Bücher. Karlsruhe 1983 und: H. J. SCHÜTZ: „Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen“. München 1988.
- ¹⁴ WOLFGANG HEIDENREICH: Das Modell in der Nuss-Schale, Erinnerung an die Staatliche Kunsthandwerkschule in Bonndorf (1948–54). In: Jahrbuch des Landkreises Waldshut 1995. Karlsruhe 1995.
- ¹⁵ WERNER SCHMALENBACH: Julius Bissier. Köln 1974.